



URSULA NEEB

Die Siechenmagd

Historischer Roman

SPANNUNG

GMEINER



Frankfurt am Main

URSULA NEEB
Die Siechenmagd

SCHERBENTRAUM Frankfurt am Main im Jahre 1506: Die lebenslustige Mäu lebt am Rande der Stadt, im sogenannten Galgenviertel, dem Stadtteil der Ehrlosen. Sie findet auf dem »Gutleuthof«, dem städtischen Leprösenhospital, eine Anstellung als Siechenmagd. Doch die Kranken sind ihr ein Gräuel – und als es schließlich zu einem schrecklichen Vorfall kommt, muss sie fliehen. Auf ihrer Odyssee lernt sie die düsteren Seiten der mittelalterlichen Welt kennen. Als sie ihren Verfolgern fast entkommen ist, holt sie die Vergangenheit wieder ein und ihr Schicksal scheint besiegelt zu sein.



Schon während ihres Studiums der Geschichte, Kulturwissenschaften und Soziologie begeisterte sich Ursula Neeb für das späte Mittelalter, insbesondere für die geächteten Bevölkerungsgruppen. Aus der eigentlich geplanten Doktorarbeit entstand später ihr erster Roman ›Die Siechenmagd‹. Sie arbeitete als Archivarin und Bilddokumentarin beim Deutschen Filmmuseum und bei der FAZ. Heute lebt sie als Autorin mit ihren beiden Hunden im Taunus. Das Schreiben von historischen Krimis ist ihre große Leidenschaft.

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:
Madame ermittelt (2015)
Madame empfängt (2010)

URSULA NEEB

Die Siechenmagd

Historischer Roman

SPANNUNG

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2016 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2016

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © [https://commons.wikimedia.org/
wiki/File:Jan_Vermeer_van_Delft_021.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Jan_Vermeer_van_Delft_021.jpg) und
[https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Frankfurt_Am_Main-Jakob_
Fuerchtegott_Dielmann-FFMADIUSAAUNZ-014-Der_Roemerberg.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Frankfurt_Am_Main-Jakob_Fuerchtegott_Dielmann-FFMADIUSAAUNZ-014-Der_Roemerberg.jpg)
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-4887-4

Für meinen Vater Helmut Konrad Neeb

DIE KINDER DES MONDES

»Der Sterne Wirken geht
durch mich,
unstet bin ich und
wunderlich,
Mein Kind man kaum
bezähmen kann,
niemand sein sie gerne
untertan.«

(Aus einem mittelalterlichen Hausbuch um 1480)

INHALT

I. Teil: Der Gutleuthof	10
Prolog	11
1. Auf zum Galgenfest!	15
2. Da, wo der Hund begraben liegt	28
3. Das Einstandsessen	51
4. Messetreiben	77
5. Der Heiratskandidat	104
6. Die Spinne im Netz	122
7. Der Bettelvogt	136
8. Fahrende muss man ziehen lassen ...	148
9. Schattenwelt	177
10. Rabenvater	197
11. Tröstungen	216
12. Badewonnen	231
II. Teil: Flucht ins Vergessen	246
13. Tränenbrot	247
14. »Das Liechen um den Steinhäufen«	279
15. Wittische	298
16. Der Angstmann	310
17. Das Verhör	317
18. Totentanz	327

19. Die Vergessene	337
20. Frisches Stroh	349
21. Lemuren der Dunkelheit	366
22. Lichtgestalt	373
23. Die Elendsbruderschaft	385
Epilog	397
Anhang	398
Danksagung	405

I. TEIL

DER GUTLEUTHOF

PROLOG

AM FRÜHEN MORGEN des 22. März im Jahre des Herrn 1506 verließ der Kaufmann Ulrich Neuhaus sein Stadthaus in der Neustadt und lief die Neue Kräme hinunter in Richtung Altstadt. Bewusst hatte er darauf verzichtet, eines seiner prächtigen Reitpferde satteln zu lassen, ebenso hatte er sich gegen jegliche Begleitung verwahrt, sei es durch seine Gattin und die beiden Söhne, sei es durch einen seiner Diener. So ging er nun zu Fuß durch die engen Gassen der Frankfurter Altstadt wie ein einfacher Mann. Die pelzverbrämte Schaubе und der vornehme Biberhut wiesen ihn freilich als einen Mann aus den besten Kreisen aus. Doch war sein Gang nicht stolz und aufrecht, wie man es sonst eher bei einem Dominus gewöhnt war. Mit hängenden Schultern, das Haupt gesenkt, die Schritte schwer, bewegte er sich mehr wie ein Lastenträger und weniger wie eine Standesperson. Am Steinernen Haus der Patrizierfamilie Melem vorbeikommend, zog er noch mehr als bisher schon den Kopf ein und eilte in Richtung St. Bartholomäus, wo unterhalb, eingebettet zwischen Saalgasse und Mainmauer, das Hospital zum Heiligen Geiste lag. Er war angekommen! Geblendet vom gleißenden Licht der Frühlingssonne, näherte er sich der ausladenden Hospitalpforte und betätigte nach kurzem Zögern entschlossen den schweren Türklopfer. Bald schon öffnete sich der Laden an der Seite, durch den zu bestimmten Zeiten den Stadtarmen

die Suppe gereicht wurde, und der kahle Kopf des Hospitaldieners erschien in der Fensternische. »Guten Morgen, Herr Rat, ich weiß Bescheid«, sagte er devot beim Anblick des honorigen Herrn und öffnete ihm umgehend das Portal.

»Tretet ein, Herr Neuhaus, die Prüfmeister erwarten Euch schon und sind gleich bereit.«

Dienstfertig geleitete der Pförtner den Besucher zu einem kleinen Raum, der direkt an den Lichthof grenzte.

»Nehmt einstweilen hier Platz, mein Herr. Ich melde der Kommission, dass Ihr da seid.« Der Hospitaldiener entfernte sich beflissen.

Es war ein strahlender Frühlingmorgen, genau andert- halb Stunden nach Sonnenaufgang. Die Vögel zwitscher- ten, und süßer Blütenduft durchdrang den lichtdurch- fluteten Warteraum, dessen Fenster weit geöffnet waren. Ulrich Neuhaus, Angehöriger der altehrwürdigen Stu- bengesellschaft auf dem Alten-Limpurg und Mitglied des Rates der freien Reichsstadt zu Frankfurt am Main, stand am Fenster und blickte nach draußen in den klei- nen Spitalgarten mit Bäumen und blühenden Blumen. Schweißperlen glitzerten auf seiner Stirn und seine Fin- gernägel gruben sich tief in das Fleisch seiner verschränk- ten Arme. Schweißgebadet entledigte er sich schließlich der schweren Schaubе aus feinem englischem Tuch. Wäh- rend er das Gewand über einen Stuhl warf, bemerkte er, dass er am ganzen Körper bebte, und neben den Hitze- wallungen durchfuhr es ihn immer wieder eiskalt, sodass er zu schlottern anfang.

Wie der reinste Bettseicher! Ulrich, jetzt reiß dich am Riemen!, ermahnte er sich selbst, bemüht, sich zu sam-

meln, und begann, immer noch zitternd, still zu beten, als sich die Flügeltür öffnete und eine junge Krankenschwester mit gestärkter weißer Haube ihn bat, ihr zu folgen. Sie geleitete ihn zu einem großen hellen Raum am anderen Ende des Lichthofs und forderte ihn auf, sich vollständig zu entkleiden und sich auf dem Krankenstuhl, der in helles Sonnenlicht getaucht war, niederzulassen. Sogleich betraten die sechs Prüfmeister nacheinander den Raum, gefolgt von einem städtischen Schreiber, der das Prüfungszeugnis protokollieren sollte. Mit feierlichem Ernst begrüßte der Vorsteher den Wartenden und erklärte die Untersuchung für eröffnet. Er bat den Protokollführer, die Fenster zu schließen. Mit größter Vorsicht und Sorgfalt befühlten und betasteten die vereidigten Prüfer die Knoten im Gesicht und an den Gliedmaßen von Ulrich Neuhaus, stachen behutsam mit Nadeln in die hellen Hautflecken, befragten den Patrizier, ob er an diesen Stellen etwas fühle, ob ihn die Stiche schmerzen würden. Neuhaus verneinte wahrheitsgemäß, war gleichzeitig aber hochgradig alarmiert über diese ihm bisher unbekannte Schmerzunempfindlichkeit, die wohl nichts Gutes zu bedeuten hatte. Mit konzentrierten Mienen stellten ihm die Prüfer verschiedene Fragen in Bezug auf Beschwerden und Symptome. Knapp und etwas gereizt antwortete er, ihn störten die verstümmelten Gesichter der Prüfmeister und ihre schrillen Stimmen. Erst recht grausten ihn die Berührungen ihrer klauenartigen Hände auf seinem Körper. Die Schar war ihm regelrecht zuwider, und er nahm im Hinterkopf so etwas wie Besorgnis in ihren entstellten Zügen wahr. Nach gut einer Stunde erklärte der Vorsteher die Prüfung für beendet. Der

Untersuchte konnte sich wieder ankleiden und wurde gebeten, Platz zu nehmen und auf die Verkündung der Diagnose zu warten. Die Kommission zog sich zur Beratung in einen Nebenraum zurück. Kein Laut von ihrer Unterredung drang zu Neuhaus durch, und es dauerte auch nicht lange, bis die Prüfmeister zurückkehrten. Feierlich stellten sie sich vor dem Patrizier auf, der Vorsteher räusperte sich, bevor er mit seiner merkwürdig krächzenden Stimme zu sprechen begann:

»Ulrich Neuhaus, Stadtbürger zu Frankfurt am Main, wir haben Euch ehrsam und aufrichtig untersucht und befinden Euch als einen kranken und siechen Mann. Wir würden Euch gerne sagen, dass Ihr gesund seid, aber wegen unseres Eides, den wir geleistet haben, müssen wir Euch die Wahrheit sagen. Ihr seid am Aussatz erkrankt. Habt Geduld im Herzen und Ihr werdet ein Kind des ewigen Lebens werden.«

Diese so oft ausgesprochenen Worte der Prüfungskommission wurden von den Betroffenen stets wie ein Todesurteil aufgenommen. So auch von Neuhaus, der schluchzend zusammenbrach und fassungslos beklagte, was er schon seit Langem geahnt, aber mit aller ihm zur Verfügung stehenden Kraft verdrängt hatte:

Er litt an Lepra, war ein von Gott Gezeichneter! Genau wie die vereidigten Kranken, die die Lepraschau an ihm vollzogen hatten, würde man ihn aus der menschlichen Gemeinschaft absondern. Mit ihren grauenhaften Fratzen würde er fortan leben müssen, da draußen im Hospital der Guten Leut! Würde bei lebendigem Leib verfaulen wie sie.

Dann doch lieber tot sein!

1. AUF ZUM GALGENFEST!

»JETZT KOMMEN DIE STUBENGESELLSCHAFTEN! Da könnt's gleich Groschen regnen für uns, Josef!«, flüsterte das Mädchen dem Mann im Narrenkäfig zu.

Eine Gruppe prächtig gekleideter Männer und Frauen passierte in trippelndem Schritt das Mainzertor. Die Männer trugen eng anliegende vielfarbige Beinlinge, welche das Gesäß und die Geschlechtsteile deutlich betonten, kombiniert mit kurzen, mit Goldknöpfen versehenen Hemdjackets aus edlem Tuch. Ihre Häupter waren bedeckt mit pelzverbrämnten Samtbaretten in leuchtenden Farben. Den Blickfang allerdings bildete das Schuhwerk: Schuhe aus Samt und Seide oder aus feinstem Leder mit Perlen bestickt, verschiedenfarbig an jedem Fuß, wuchernde Gebilde mit schnabelartigen Schuhspitzen in kurioser Länge. So lang waren die Schnäbel, dass ihre Träger sie mit Gold- und Silberketten an die Knie hochgebunden hatten, um darin laufen zu können.

Die Damen, gehüllt in brokatene, pelzgefütterte Mäntel, die langen Schleppen wie Pfauenschwänze hinter sich hertragend, hoben graziös den Saum des Gewandes, um zierliche Füße in ›Chopinen‹ sichtbar werden zu lassen – die hohen Stelzenpantoletten waren die neueste Schuhmode aus Venedig.

Die Patrizier streiften das Mädchen und den Narren mit abschätzigen Blicken, fassten zögerlich in ihre reich mit Quasten und Seidenbändern dekorierten Almosen-

taschen und warfen ein paar Münzen in Richtung der beiden.

Flink sprang das zerlumpt gekleidete junge Mädchen herbei, klaubte das Geld vom Boden auf und rief den Wohltätern ihr »Gott segne Euch!« hinterher.

Das Mädchen trat an den Käfig, in dem der Mann saß, mit dem sie die ganze Zeit gesprochen hatte, und reichte ihm die Münzen. Dieser überließ ihr wortlos einige Geldstücke und steckte den Rest mit unbewegter Miene unter seine Lumpen.

Josef sagte schon seit vielen Jahren kein Wort mehr, und ebenso wenig verzog er irgendeine Miene. Die Frankfurter kannten ihn als den ›toten Josef‹. Lange Jahre schon lebte er abwechselnd im Mainzerturm nahe der Mainzerpforte oder im Brückenturm, den beiden städtischen Gefängnistürmen, in denen die Stadt auch ihre Narren unterbrachte. Von Zeit zu Zeit, wenn die Türme überfüllt waren, quartierte man einige der Verwirrten in die Narrenkäfige um, die draußen vor den Stadttoren angebracht wurden und neben der allgemeinen Volksbelustigung auch den Zweck verfolgten, den Kranken von Sinnen die Möglichkeit zu geben, milde Gaben zu erbetteln.

Das Mädchen ging gerne zu den Tollkisten an der Stadtmauer. Wenn dort etwas gespendet wurde, fiel meistens auch etwas für sie ab. Außerdem mochte sie die Kranken des Gemüts und unterhielt sich gerne mit ihnen. Das Gute an ihnen war, dass sie sie einfach so nahmen, wie sie war. Außerdem waren die Narren noch zerlumpter als sie selbst und stanken zum Gotterbarmen. Aber das störte sie nicht. Jedenfalls hatte noch nie einer von

ihnen sie beschimpft oder verjagt, wie das sonst so häufig vorkam in Frankfurt.

Ihr Name war Maria Dunckel, aber alle nannten sie nur »Mäu«. Sie war die Tochter des städtischen Abdeckers, Hundshäuters und Kloakenreinigers Edu Dunckel. Mäu war 15 Jahre alt und hatte trotz vereinzelter Pockenarben an Wangen und Stirn ein hübsches Gesicht mit strahlenden grünen Augen. Ihr volles kastanienbraunes Haar, das ungebündelt nach allen Seiten abstand, wirkte sauber, aber unfrisiert und trug nicht unerheblich zu dem verwilderten Gesamteindruck bei. Auf der wohlgeformten, leicht nach unten gebogenen Nase befanden sich mehrere Sommersprossen, was dem anmutigen Mädchengesicht eine verschmitzte Note verlieh. Insgesamt von athletischem Körperbau, kündeten die muskulösen Beine mit den starken Fesseln ebenso wie die kräftigen sonnengebräunten Arme des Mädchens von harter körperlicher Arbeit.

»Kerle, es wird ja immer doller, jetzt kommen auch noch die Damen von Stalburg!«, rief sie und starrte mit offenem Mund zum Stadttor hin.

Zwei weiße Zelter, von Pagen an Zügeln geführt, kamen durch den weiten Torbogen. Auf den kraftvollen ruhigen Tieren thronten Damen, die feinen bleichen Gesichter unter kunstvollen Flügelhauben von farbigen Seidenschleiern umweht. Neben den Pagen gingen livrierte Almosengeber, die auf ein knappes Handzeichen ihrer Herrinnen hin Münzen zum Narrenkäfig warfen. Mäu verbeugte sich tief in Richtung der vornehmen Spenderinnen, bevor sie das Geld einsammelte.

»Na, verdienste dir wieder ein paar Kröten, Mäu«,

sprach plötzlich eine Stimme hinter ihrem Rücken. Mäu fuhr herum und sah sich Auge in Auge mit ihrer Muhme Martha Backes.

Martha, die jüngere Schwester von Mäus Mutter, war vielleicht zehn Jahre älter als Mäu und verdiente sich ihren Lebensunterhalt als Hübscherin in einem der städtischen Frauenhäuser in der Alten Mainzergasse, unweit der Frauenpforte an der Stadtmauer. Sie war mit einer Gruppe anderer Hübscherinnen unterwegs, alle in auffallend gelber Kleidung, der von der Obrigkeit verordneten Hurentracht. Martha war eine der begehrtesten Huren in der Stadt. Ihr langes offenes Haar leuchtete rotgold und umrahmte ein blasses, ebenmäßiges Gesicht mit hoher brauenloser Stirn. Die gewölbten Lider waren mit glitzerndem Kohlestaub geschwärzt und auf den fein geschwungenen Lippen schimmerte ein duftender purpurfarbener Balsam.

»Da haste was, du kleine Grott! Vielleicht kommste ja bald zu uns an die Frauenpfort und verdienst dir's selber«, sagte Martha lachend und steckte Mäu eine Münze zu.

»So, mir müssen weiter zum Galgenfeld. Nach einer Hinrichtung läuft des Geschäft immer wie geschmiert«, verabschiedete sich Martha. Mäu bedankte sich und blickte der Muhme bewundernd nach. »Ei, was ist die so schön, und riechen tut sie immer so gut«, murmelte Mäu versonnen und schnüffelte an ihrem schäbigen Leinenüberwurf.

»Und ich stink wieder nach Puddel! So, jetzt muss ich aber los, bald kommt die Mutter von den Siechen zurück, und ich soll ihr mit der Wäsch helfen. Aber vorher mach

ich noch übers Galgenfest und hol mir was. Ich kann dir einen Weck kaufen und bring ihn dir morgen vorbei.«

Die kleine Gestalt entfernte sich vom Mainzertor mit dem Narrenkäfig in Richtung Galgengasse. Dort passierte sie die Galgenpforte, die zum Galgenviertel führte.

Hier draußen auf den westlich der Stadt vorgelagerten Feldern lag das Quartier der Ausgestoßenen. Es erschien wie ein eigener Stadtteil mit Schenken, Bettlerherbergen und Hütten, einer Badestube sogar. Kirche und Rathaus gab es hier nicht, dafür aber etwas abgelegen die alte Scharfrichterei auf dem Galgenfeld, das einzige Steinhäus im Quartier, in welchem, den Rabenstein mit dem Galgen stets im Blick, der Henker mit seiner Familie lebte. Weiter unten zum Main hin befand sich der ›Gutleuthof‹, das städtische Leprösenhospital, und in einiger Entfernung davon die Behausung des städtischen Abdeckers und seiner Familie. Die Stadtbürger nannten diesen Bezirk den ›elenden Flügel‹ oder, wegen seiner Nähe zur Hinrichtungsstätte, einfach das ›Galgenviertel‹.

Die Region der Friedlosen war verschachtelt und scheinbar undurchdringlich in ihrem engen Nebeneinander von schäbigen Hütten und Buden, zwischen denen schmale Trampelpfade und enge Trittstege verliefen, so zahlreich sich kreuzend wie die Falten im Gesicht eines Hundertjährigen. Mäu war hier aufgewachsen und kannte jeden Winkel.

Als sie aber jetzt durch die Gassen lief, wirkte alles wie ausgestorben. Genau wie die Bürger aus der Stadt und der ortsansässige Adel drängten sich alle Bewohner auf dem Galgenfeld. Heute, genau um zwölf Uhr mittags, sollte der ›Tanzstoffel‹, ein kleiner Gauner, Gelegenheits-

dieb und Wilderer, aufgehängt werden. Der Mann war kein sonderlich spektakulärer bekannter Verbrecher, aber Hinrichtungen waren, ähnlich wie der Jahrmarkt oder die Messen, stets beliebte Attraktionen für alle Stände, wo man sich in einer Atmosphäre verlor, die gleichermaßen Spannung und Zerstreuung bot.

Mäu gehörte zu den Nachzüglern, die noch auf dem Weg zur Richtstätte und dem sie umgebenden bunten Treiben waren. Endlich hatte sie die Ausläufer erreicht, und die ersten Verkaufsstände wurden sichtbar. Es roch nach Gesottenem, Gebratenem und nach Räucherfleisch, nach Zimt, Honig, gebrannten Mandeln, Anis und Ingwer, kurzum, nach allen Wohlgerüchen des fernen Orients und der heimatlichen Fleischerinnung. Sie verspürte Heißhunger, und beim Gedanken, dass sie sich etwas von den Köstlichkeiten würde kaufen können, lief ihr das Wasser im Mund zusammen. Noch ganz in ihre Überlegungen versunken, was für einen Schmaus sie wählen könnte, um endlich einmal wieder das tägliche Einerlei von dünner Brotsuppe und Haferbrei zu durchbrechen, wurde sie unversehens von lautem Lärmen und Anfeuerungsrufen gleich in der Nähe aufgeschreckt. Neugierig blickte sie sich suchend um und erspähte einen Tisch, an dem sich zwei vierschrötige Männer gegenüber saßen und, umgeben von einem kleinen Schwarm von Zuschauern, die durch ihre lautstarke Kundgebung und Rüpeleien unschwer als Sympathisanten der jeweiligen Kontrahenten auszumachen waren, ein Armdrücken veranstalteten.

Na, da sind ja die Richtigen aneinandergeraten, dachte sich Mäu beim Anblick der beiden Männer und musste

grinsen. Sie kannte die beiden Kampfhähne, es waren der Bettelvogt und der Waldbüttel. Tatsächlich schien es sich bei den beiden um ebenbürtige Gegner zu handeln, kräftige, feiste Burschen ähnlicher Statur, mit denen sich nur wenige anlegen würden, so wild und furchterregend sahen sie aus.

Und beide waren auch im Alltag gefürchtet, besonders aber in der Ausübung ihrer Professionen als harte Schleifer berüchtigt.

Der eine, breitschädlig und rotgesichtig, mit strähnigen rötlichen Haaren und noch röterem Bart, war der Aufseher über das gesamte Frankfurter Waldareal. Alle Einheimischen kannten ihn unter dem Spitznamen ›Waldschrat‹. Er hatte die Aufsicht über Wald und Jägerei, Waldweide, Honig- und Holznutzung sowie die Fischbestände aus den Fischteichen. Nur der Stadt Frankfurt oblag die Nutzung dieser Erträge, darum bestand die wichtigste Aufgabe des städtischen Waldbüttels darin, Wilderern und Holzdieben das Handwerk zu legen und das unbefugte Fischen und Angeln zu verhindern. Auf solche Vergehen stand nicht selten die Todesstrafe, zumindest aber das bei Diebstahl übliche Handabhacken – vorausgesetzt, es überlebte einer die wilde Hatz des Waldschrats und seiner Gehilfen, der sogenannten ›Holzleute‹. Denn wenn sie einen Wilderer oder Fischdieb auf frischer Tat ertappt hatten und dieser die Flucht ergriff, dann verfolgten sie ihn, kreisten ihn ein und schossen mit Armbrüsten auf den Frevler.

Der Todeskandidat des heutigen Galgenfestes, der Tanzstoffel, hatte das zweifelhafte Glück, vom Waldschrat im Sachsenhäuser Forst lebendig gefangen wor-

den zu sein, um nun seiner für Wiederholungstäter üblichen Strafe, dem Tod am Galgen, zugeführt zu werden.

»Streng dich an, Grünratt¹, meinen letzten Groschen hab ich auf dich gesetzt! Den Stoffel haste an den Dullmen² gebracht, und mich bringste hoffentlich an den Bierkrug. Das glaubt mir keiner, dass ich auf einen Büttel setzen tu!«, krächzte es heiser aus dem Publikum und wurde mit kehligem Gelächter quittiert.

Mäu blickte in die Richtung des Rufers und erkannte Leo, den Regenmacher. Die meiste Zeit reiste er von Jahrmarkt zu Jahrmarkt durchs ganze Land, kam aber immer gern zu alten Freunden ins Galgenviertel, um die Frankfurter Messe zu besuchen oder einfach, um sich für ein paar Wochen von dem rauen, anstrengenden Leben auf der Straße zu erholen.

»Drück ihn runner, Bettelmeister, des biste unsrer ehrenwerten Zunft schuldig«, kreischte eine andere Stimme aus dem Publikum. Der Kampf zwischen den etwa gleich starken Gegnern zog sich hin, beide boten ihre ganze Kraft auf, doch keinem mochte es gelingen, den Arm des anderen auf die Tischplatte zu pressen. Ihre Gesichter waren krebsrot und glänzten vor Schweiß.

Bei dem Angesprochenen handelte es sich um den städtischen Bettelvogt, dessen Aufgabe es war, das Bettlertum zu kontrollieren und zu beaufsichtigen. Wegen seines unnachsichtigen Durchgreifens hatte Meister Knut, genannt ›die Knute‹, schon lange seinen Ruf weg: Mit dem scharfen Blick seines einen Auges war er stets auf der Jagd nach ortsfremden Bettlern, um sie mit Peitschenschlägen aus der Stadt zu treiben, denn der Bettlei nachgehen durften in Frankfurt nur die einheimi-

schen Bettler und Stadtarmen. Sie alle nahm die Knute unter ihre Kandare, um ihnen in regelmäßigen Abständen einen großen Teil ihres Erbettelten wegzunehmen. Einäugig und von Pockennarben entstellt, bot er einen Anblick von erschreckender Hässlichkeit. Einst hatte Knut sein täglich Brot selber erbettelt, und darum waren ihm auch sämtliche Tricks und Kniffe des Bettelvolkes so gut bekannt.

Der Sterzermeister hauste mit seinen Bütteln in kleinen nischenartigen Anbauten an der westlichen Stadtmauer nahe dem Stadtgefängnis an der Mainzerpforte. Im Galgenviertel munkelte man, er sei inzwischen so reich, dass er sich schon längst zur Ruhe setzen könnte, wären da nicht seine grenzenlose Habgier und die Freude am Leuteschinden.

Das Kräftermessen der beiden Kontrahenten hatte einen Punkt erreicht, an dem die Männer an ihre Grenzen gelangt waren. Die Zähne fest zusammengebissen, bebend vor Anstrengung erschienen ihre Gesichtszüge nur noch wie Grimassen. Der Bettelvogt machte überdies den Eindruck, als würde ihn jede Minute der Schlag treffen, so dick geschwollen waren die Adern an Schläfen und Hals. Da ertönte plötzlich aus seinem Mund ein wilder Schrei, und zum lauten Jubel derer, die auf ihn gesetzt hatten, drückte er mit einem festen Ruck den Arm des Waldschrats auf den Tisch. Ein Schiedsrichter verteilte die Gewinne, wobei der Löwenanteil der Knute zufiel. Während dieser die Münzen sorgsam in seiner Geldkatze verstaute, die er um den dicken Leib gebunden hatte, warf er dem Waldaufseher einen verächtlichen Blick zu. »Siehst du, Grünratt«, sagte er, »kannst zwar

schön mit deiner Armbrust schießen, richtig zu kämpfen, verstehste aber net. Davon hat einer wie du, der zur Erbauung auf die Leut' schießt wie andre auf Rehböck, keine Ahnung. Gott vergelt's!«, verabschiedete er sich knapp und erhob sich zum Gehen.

Mäu schickte sich ebenfalls an, weiterzuziehen. Ihr knurrte inzwischen der Magen, sie würde sich eine Wurstsemmel leisten, dazu ein kühles Bier trinken und sich dann nach Hause machen.

Die Hinrichtung, die bestimmt bald stattfinden würde, wollte sie sich sowieso nicht anschauen. So viele hatte sie schon gesehen und immer war ihr schlecht geworden dabei. Nicht nur der Anblick des zitternden Delinquenten, sondern auch das johlende Beifallsgekreisch des Hinrichtungspublikums, wenn Meister Hans, der Henker, wieder mal seine Pflicht erfüllt hatte, waren ihr zutiefst zuwider.

Als sie sich durch das dichte Menschengewimmel kämpfte, um zur Wurstbraterei durchzukommen, schien auf einmal die Menge ins Stocken zu geraten und es ging überhaupt nicht mehr weiter. Ärgerlich versuchte sie, sich durchzuzwängen, was ihr ein Stück weit auch gelang. Sie konnte, umringt von der Menschentraube, einen Flugblatthändler erkennen, der mit wohltonender Stimme deklamierte.

Diese wandelnden Zeitungen erfreuten sich großer Beliebtheit seitens der Bevölkerung und waren durch die Erfindung des Buchdrucks sehr in Mode gekommen. Die Flugblätter behandelten Themen wie Liebe, Tod, Sensationen, Kuriositäten und Schauergeschichten; sie lieferten aber auch Informationen über aktuelle

politische Ereignisse, die vom Flugblatthändler lautstark kommentiert wurden, wobei Spott und Kritik meistens nicht fehlten. Dem größtenteils leseunkundigen Publikum mussten sie vom Flugblattverkäufer mit viel Gestus und Pathos vorgelesen werden. Für die Bevölkerung auf dem platten Land waren sie oftmals die einzige Nachrichtenquelle und Abwechslung. Der Einfluss des Flugblatthändlers auf die Meinungsbildung war dabei nicht unbeträchtlich. Darum wurden sie auch häufig vonseiten der Obrigkeit mit Argusaugen beobachtet.

Dem jungen Flugblatthändler, der eine Brille auf der Nase trug, hinter der lustige, scharfsinnige Augen blitzten, schien es offensichtlich Vergnügen zu bereiten, dem Publikum mit dramatischen Neuigkeiten aufzuwarten.

»Hochverehrtes Publikum, ich erzähl euch jetzt die Mär vom Buntding, die sich in der nördlichen Stadt Hameln wahrlich so zugetragen hat«, begann er mit dramatischem Unterton.

»Seit langer, langer Zeit schon erzählen es sich dort die Mägde in den Spinnstuben, die Gesellen in den Schenken, die Reiberinnen im Badehaus, die Stadtbürger an ihren heimischen Öfen: die alte Mär vom Buntding, der die Seelen der Kinder entführt. Jedes Jahr um den Mittsommertag, so heißt es, kommt ein Jäger im vielfarbigen Gewand in die Stadt Hameln mit einem roten wunderlichen Hut und lockt mit seinem betörend schönen Flötenspiel die Kinder von den Gassen und Plätzen. Willenlos verzaubert folgt ihm die stille Schar, 130 an der Zahl, aus der Stadt hinaus. Er führt sie durch den Wald bis hin zur Mühle, wo sie auf Nimmerwiedersehen verschwinden, ihrer unsterblichen Seelen beraubt ...«

Da setzte mit einem Mal lauter Trommelwirbel ein, der die baldige Hinrichtung verkündete. Alle Leute, die sich eben noch um den Flugblatthändler geschart hatten, drängten nun in Richtung Galgen und ließen den Vortragenden einfach stehen. Keiner wollte das Spektakel des Aufknüpfens versäumen.

Ganz verlassen stand der junge Mann da und blickte etwas irritiert um sich. Der Platz war wie leer gefegt, nur noch die Händler, Marktschreier, Garköche und Schankwirte verharrten hinter ihren Verkaufsbuden. Mäu tat der Flugblatthändler ein wenig leid, aber sie traute sich nicht, ihn anzusprechen. *Gut sieht er aus und so gelehrt. Zu gelehrt für mich!*, entschied sie und wandte sich zum Gehen. Von Weitem sah sie den ›Tanzstoffel‹, der, in Ketten gelegt und von den Henkersbütteln bewacht, vom Henkersverlies zum Rabenstein geführt wurde, ein kleiner, lustiger Kerl, der gut die Fiedel zu spielen verstand und gar possierlich dazu tanzte.

Auf seinem letzten Weg aber war sein Gang schleppend, die Beine wollten ihn kaum tragen. Mäu fühlte Mitleid mit ihm. »Herr Jesu, steh ihm bei«, flüsterte sie und bekreuzigte sich.

»Und du scheinst keine Hinrichtungen zu mögen?«, fragte plötzlich eine Stimme hinter ihr. Mäu zuckte zusammen und drehte sich um. Der Flugblatthändler!

»Nein, überhaupt nicht. Ich geh nur zum Galgenfest, weil hier was los ist. Wenn die Hinrichtung kommt, geh ich meistens«, stotterte sie und merkte, wie sie errötete.

»Das ist bei mir genauso. Wenn du erlaubst, begleite ich dich ein Stück.«

Gemeinsam schlugen sie den Weg aufs freie Feld ein,

redeten nicht viel und schlenderten bald am Ufer des Mains entlang. Kurz vor dem Abdeckerhof trennten sie sich dann. Unmutig ging Mäu alleine weiter.

2. DA, WO DER HUND BEGRABEN LIEGT

EIN DUNKELGRAU GEWANDETER Mann mit einem spitzen roten Hut huschte durch die menschenleeren Gassen der Stadt. Er war mit einem schweren Holzprügel bewaffnet und schien auf irgendetwas zu lauern. Zwischendurch hielt er kurz inne, spurtete plötzlich wieder los, vorbei an der Bartholomäus Pfarrkirche, am Spital zum Heiligen Geiste bog er ab und rannte im Schweinsgalopp weiter in Richtung Römer. Kurz vor St. Nikolai schlug er dann zu. Ein lautstarkes Jaulen und Wimmern war zu vernehmen, dann wurde es still.

Endlich hatte er ihn erwischt, den verdammten Köter! Edu Dunkel, seines Zeichens Schinder, Abdecker, Kloakenreiniger und Hundshäuter im Dienste der Stadt Frankfurt, wischte sich keuchend den Schweiß von der Stirn, für das Hundeschlagen wurde er langsam zu alt. Er beugte sich herunter, packte den blutverschmierten Hundekadaver und schleppte ihn zu seinem Schinderkarren, den er am Liebfrauenberg abgestellt hatte. *Ganz schön groß und schwer, das Mistviech! Na, das gibt schon ein paar feine Handschuh.* Der Abdecker warf den toten Hund in den Karren zu den anderen Kadavern. Erst vier Hunde hatte er heute erschlagen. Das war nicht viel, er musste also noch mal seine Runde drehen, auch wenn ihm das überhaupt nicht behagte. Und dann noch diese Hitze! Aber er konnte es sich nicht aussuchen. Gerade jetzt war eine gute Zeit zum Hundeschlagen, weil vor-

hin alles zum Galgenfeld gerannt war, um die Hinrichtung zu bestaunen. Danach kamen sie alle wieder zurück und liefen ihm vor den Füßen rum, behinderten ihn bei der Arbeit, die Stadtbürger. Und manch einer beklagte sich auch noch über den Krach, den das Hundeschlagen machte.

Von all seinen durchwegs unangenehmen Tätigkeiten, an die er sich im Lauf von Jahrzehnten mehr oder weniger gewöhnt hatte, war ihm das Hundeschlagen die unliebsamste. In den Sommermonaten, der Zeit drohender Hundswut, darum auch die ›Hundstage‹ genannt, wimmelte es in der Stadt zuweilen von herrenlosen umherstreunenden Hunden, die manchmal sogar die Stadtbürger bedrohten oder anfielen. Nahm dies überhand, dann beauftragte die Stadt den Schundmummel, auf Hundejagd zu gehen. Diese brutale Arbeit lag dem Abdecker wenig, denn eigentlich hatte er nichts gegen Tiere, im Gegenteil: Sie waren ihm lieber als die meisten seiner Mitmenschen. Normalerweise hatte er auch lediglich mit dem Abtransport und der Entsorgung toter Tiere zu tun, gelegentlich musste er ein krankes Tier töten, was aber mit der Grausamkeit des Hundeschlagens nicht zu vergleichen war. Unzählige Hunde hatte er schon totschiessen müssen, aber es kostete ihn immer noch eine erhebliche Überwindung. Das jämmerliche Jaulen der Tiere ging ihm durch Mark und Bein, und trotz der Aufbietung all seiner Abgebrühtheit, die er sich im Laufe vieler Dienstjahre hatte zulegen müssen, um seine widerwärtigen Tätigkeiten überhaupt ausführen zu können, gelang es ihm kaum, sich dagegen zu wappnen. Außerdem war diese Arbeit von all seinen Aufgaben am schlechtesten

bezahlt. Er erhielt gerade mal zwei Heller pro Tier und durfte das Fell behalten.

Edu beschloss, noch einmal die Neue Kräme abzu-
laufen. Dort hatte er vorhin etliche Streuner gesichtet.
Jetzt allerdings waren sie wie vom Erdboden verschwun-
den, als hätten sie den Braten gerochen. *Schlaue Viecher*,
dachte er und war fast erleichtert über ihre Abwesenheit.
Aber es half alles nichts, ein paar musste er schon noch
erledigen, sonst saß ihm die Stadt wieder im Nacken.

Nahe der Peterskirche, am Gottesacker, konnte er
endlich einen Hund ausmachen. Er lag ganz friedlich
unter einer Linde und döste in der Mittagshitze. Edu
schlich sich heran und wollte gerade zum Schlag anset-
zen, als das Tier zusammenzuckte und sich umgehend
aufrichtete. Der große schwarz-weiße Hund schien die
Bedrohlichkeit der Situation sogleich erfasst zu haben
und duckte sich knurrend gegen den Angreifer, um in
nächster Minute mit gefletschten Zähnen auf ihn zuzu-
springen. Der Abdecker drosch mit panischer Vehemenz
auf den Hund ein, der sich in seinen linken Unterarm
verbissen hatte, und zertrümmerte ihm schließlich mit
einem krachenden Schlag den Schädel. Schlaff fiel der
große Hundekörper auf den Boden, im aufgerissenen
Maul befanden sich noch blutige Stofffetzen von Edus
Ärmel. Die tiefe, stark blutende Wunde schmerzte höl-
lisch. Edu wurde es kurzzeitig schwarz vor Augen und
er setzte sich in den Schatten. Mit seiner unverletzten
rechten Hand riss er einen Stoffstreifen aus dem zer-
rissenen Ärmel und verband damit notdürftig die Biss-
wunde. Nach kurzer Zeit schon war der Verband blut-
durchtränkt, und als er später den toten Hundekörper

zum Karren schleppte, fühlte er sich so elend, dass er den Entschluss fasste, es für heute mit dem Hundeschlagen zu belassen und nach Hause zu fahren.



Gibt bestimmt noch ein Wetter, so wie's heute stinkt, dachte Mäu, als eine Windböe über die schwarze ölige Wasseroberfläche des Main-Altarms strich. Normalerweise roch sie ihn nicht mehr, den permanenten Gestank, der dem sumpfigen, brackigen Gelände hier draußen um den Abdeckerhof anhaftete wie ein Pesthauch. Nur wenn das Wetter umschlug, stieg er ihr noch in die Nase.

Durch die zahlreichen An- und Vorbauten von Bretterschlägen und Schuppen wirkte die Abdeckerei aus der Distanz betrachtet wie ein windschiefer provisorischer Miniaturstadtteil. Es gab keine direkte Nachbarschaft zur Wohnstatt der Abdeckerfamilie. Bis zum Galgenviertel waren es fast 15 Gehminuten, und zum städtischen Leprösenhospital, welches hinten am Feldrand zu sehen war, zehn Minuten Fußmarsch.

Dem unerträglichen Gestank in der Abdeckerregion wollte sich halt niemand aussetzen, weder die Friedlosen noch die Aussätzigen. Der infernalische Kloakenbrodem, der durchsetzt war von Aasgeruch, rührte daher, dass der Schundmummel hier in der Einöde um seine Wohnstatt die Exkremete aus den städtischen Abortgruben entsorgte und die Tierkadaver verscharrrte.

Schon von Weitem konnte Mäu die dunkle Gestalt ihres Vaters ausmachen, der hektisch auf dem Hof hin und her lief. Inzwischen hatte auch der Abdecker Mäu bemerkt.

»Na, da kommt ja die Rumtreiberin endlich. War scharwenzeln auf dem Galgenfest, anstatt dass sie einem zur Hand geht. Haben dich doch vorhin gesehen mit dem Scharlatan, dem faulen Schönredner, wie du am Pousieren warst. Sind gerade mit unsrer Fuhre vorbeigekommen am Galgenfest. Während alles sich verlustiert, muss sich unsereins abplagen. Sind auch noch von so einem Köter gebissen worden, bluten wie eine Sau³. So, jetzt hilf uns mal gefälligst, säuber die Wunde und verbind sie. Dann versorgst du den Esel und machst endlich das Essen fertig, du fauler Fratz«, schnauzte er ihr aufgebracht entgegen.

»Ist recht, Vadder, ich such schon mal alles zusammen.«

Mäu eilte in die Wohnhütte. Dort suchte sie das Verbandszeug zusammen, nahm eine kleine verkorkte Flasche vom Wandregal und lief zum Brunnen hinter dem Haus, um Wasser zu schöpfen.

»Kannst reinkommen, Vadder, ich hab alles bereit«, rief sie über den Hof.

Der Abdecker betrat die Stube und ließ sich auf einen Hocker sinken. Routiniert säuberte Mäu die Wunde und betupfte sie mit der bräunlichen Tinktur, die der Henker ihnen gegeben hatte. Es war nicht das erste Mal, dass der Vater beim Hundeschlagen von einem Hund gebissen worden war. An Armen und Beinen hatte er zahlreiche Narben von alten Bisswunden.

»Wie viele hast du denn heute geschlagen?«, fragte sie, während sie den Verband anlegte.

»Ach, sind bloß fünf. Das sind zehn Heller und fünf Felle. Zum Sterben zu viel, zum Leben zu wenig, wie

man's kennt«, grummelte der Abdecker ärgerlich. »Wer weiß schon, was das für eine Schinderei ist und außerdem noch gefährlich. Eines Tages geht einem so ein Köter noch an die Gurgel, das seh ich kommen. Jetzt muss man wieder Angst haben, dass man die Hundswut kriegt. Das fehlt uns noch zu unserem Glück! Als der Herrgott das Unglück verteilt hat, ham wir zu laut ›hier‹ gebrüllt. Vor zwei Jahren waren es die Blattern, bis man am Aussatz erkrankt, wird auch nicht mehr lange dauern, warum nicht zwischendurch die Hundswut? Es gäb genug Leut, die wir beißen täten«, lachte er grimmig. »So, jetzt wollen wir erst mal die verdammte Kluft hier ausziehen. Da drin schwitzt man nämlich wie ein Brunnenputzer. Die muss gewaschen und geflickt werden.«

Edu stand auf und ging zum Schuppen, wo er sich entkleidete und einen weiten braunen Arbeitskittel überzog. Die blutige dunkelgraue Kleidung klemmte er unter den Arm und legte den spitzen roten Hut über einen Hocker. Es war seine Arbeitstracht, die er in der Öffentlichkeit zur Kenntlichmachung tragen musste, damit nicht unbescholtene ehrliche Leute aus Unwissenheit an ihn gerieten, denn der Schinder galt seiner Umgebung als derart unrein, dass selbst die bloße Berührung den sozialen Abstieg für jeden bedeutet hätte. Wer einem Abdecker die Hand reichte, mit ihm zusammen spazierte oder gar mit ihm aß und trank, ja selbst, wer die Utensilien des Hundshäuters anfasste oder seinen Esel streichelte, wurde dadurch selber ›unehrlich‹ und war laut Zunftordnung des eigenen Handwerks nicht mehr fähig. Viele Leute, besonders Standespersonen, zogen es vor, von ihm als dem ›ungenannten Mann‹ zu sprechen, um sich mit

seiner Benennung nicht unnötig den Mund zu beschmutzen. Für das Volk war er einfach der ›Schundmummel‹, der alle Drecksarbeiten machen musste, die sonst keiner machen wollte.

Der Abdecker trat auf den Hof und übergab Mäu die blutigen Kleidungsstücke.

»Hier, das kann schon mal eingeweicht werden. Aber bloß nicht zusammen mit der Siechenwäsch, und sag das auch gefälligst deiner Mutter.«

Edu lief der Schweiß in Strömen über die vernarbte Stirn. Er wirkte müde und erschöpft an diesem heißen Augusttag. Mit 35 Jahren war er früh gealtert, sah aus wie ein 50-Jähriger, so welk und eingefallen war sein Gesicht mit dem fast zahnlosen Mund.

Ein richtiges Ohrfeigengesicht hat er, dachte Mäu mit einem Anflug von Mitleid. Aber er war halt auch ein rechter Quälgeist, der sie trietzte, wo er konnte.

Tat sie ihm denn jemals leid, wenn er sie den lieben langen Tag nur herumkommandierte? Mitleid beanspruchte er doch nur für sich. Sein Gejammer und die ewige Missmutigkeit gingen ihr meistens ganz schön auf die Nerven, zuweilen belustigten sie sie aber auch. Dann musste sie sich zusammenehmen, um nicht laut und närrisch loszulachen – was mit Sicherheit Schläge setzen würde.

Mit einem Schubkarren transportierte der Abdecker die toten Hunde unter das Vordach eines Schuppens unweit des Tümpels. Er musste ihnen schleunigst das Fell abziehen und dann die Kadaver vergraben, denn ein großer Schwarm aufdringlicher Schmeißfliegen umkreiste sie bereits.

»Alles nur Arbeit und Schinderei. Und wenn die Köter dann noch rüdig sind, sind wir wieder die Dummen«, brummelte er mürrisch vor sich hin. Er begutachtete die erschlagenen Hunde. Die Felle schienen in Ordnung zu sein. Er würde sie später reinigen und gerben. Aus den Hundshäuten stellte er danach Handschuhe her, die aufgrund ihrer Geschmeidigkeit sehr gefragt waren. Jährlich musste er an den Rat der Stadt Frankfurt sechs Paar besonders gelungene hundslederne Handschuhe abführen. Das hatte zwar noch Zeit bis zum Jahresende, aber er sollte doch unbedingt vorsorgen, denn er hatte erst drei Paar für die Ratsherren angefertigt. Die übrigen Handschuhe und die Fellreste konnte er dann an Hausierer und fahrende Händler verhökern, das brachte auch noch mal was ein.

Mäu, die den Esel versorgt hatte, beobachtete den Vater verstohlen. »Was glotzt du so? Kümmere dich gefälligst ums Essen! Siehst ja, wo deine Mutter wieder bleibt. Muss den Feldsiechen noch den Arsch abwischen und schöntun mit der faulen Bagage. Mach hin, uns knurrt der Magen!«, raunzte der Vater hinter ihr. Wie ertappt zuckte Mäu zusammen und rannte in die Hütte. Hastig machte sie ein Feuer an der Kochstelle, legte Scheite in die züngelnden Flammen. In der Pfanne erhitzte sie etwas Schmalz und gab eine klein geschnittene Zwiebel dazu, schnitt einige Scheiben vom Brotlaib ab, würfelte sie und warf sie in einen Topf mit gesalzenem Wasser, welches über dem offenen Feuer erhitzt wurde. Die Pfanne stellte sie an die Seite und lief zu dem kleinen Kräuterbeet, das sich hinter der Hütte befand. Sie kehrte mit einem Büschel Petersilie zurück, hackte es klein und

gab es gemeinsam mit dem Pfanneninhalt in den Brotsud. Als alles kochte, fügte sie noch ein verquirktes Ei hinzu, und fertig war die Mahlzeit. Auch sie hatte inzwischen Hunger. Auf dem Galgenfest war sie ja nicht zum Zuge gekommen ...

»Vadder, kannst essen kommen!«, rief sie durch die offene Tür und holte den Bierkrug aus der Speisekammer.

Kurze Zeit später schlurfte der Vater in die Stube und setzte sich an den Tisch. Mäu schöpfte ihm Suppe in den Holzsteller und füllte etwas von dem trübe aussehenden Bier in seinen Becher. Sie selber trank zur Mahlzeit Wasser aus dem Brunnen. Vor dem Essen bekreuzigten sich beide und murmelten hastig und monoton das übliche, kurze Tischgebet:

»Komm Herr Jesus Christ, sei unser Gast, und segne, was Du uns bescheret hast. Amen.«

Schweigsam löffelten sie die Suppe, wobei der Abdecker laute Schlürfgeräusche von sich gab.

Er frisst wieder wie ein Schwein, der Gierhals, und für uns bleibt dann kaum noch was übrig, dachte Mäu erbittert, während sie mit gesenktem Blick das Brot in die Brühe tunkte.

Im Nu war der Teller des Abdeckers leer. Mäu sprang auf, um ihm nachzufüllen. Das Geschlürfe ging sofort weiter. Als sie sich noch eine Scheibe Brot abschneiden wollte, fuhr der Vater sie an:

»Frisst uns ja noch arm, das Schindaas! Hat am Galgenfest schon reichlich gefressen und kriegt jetzt immer noch net den Hals voll. Das Brot muss die ganze Woche reichen, und heut ist erst Montag. Mach langsam, du Schlund! Wer am meisten arbeitet, darf am meisten essen,

und wer rumstrunzt, hat sich nichts verdient!«, zeterte er mit vollem Mund.

Mäu knallte wütend das Messer auf den Tisch, woraufhin ihr der Vater eine schallende Ohrfeige verpasste.

Versteinert, mit hochrotem Kopf saß Mäu vor ihrem inzwischen leeren Teller. Schon seit Langem hatte sie es sich abgewöhnt, auf die Schläge und Demütigungen des Vaters mit Tränen zu reagieren. Diese Genugtuung gönnte sie ihm nicht. Sie explodierte nach innen, und das Einzige, was ein guter Beobachter bemerken würde, waren ihr gerötetes Antlitz und ein leichtes Beben an der Gestalt und in den Gesichtszügen. Dafür aber hasste sie ihn jedesmal ein bisschen mehr.

Beide schwiegen wieder. Der Vater vertilgte seinen dritten Teller Suppe und wurde verträglicher.

»Hast du den Stoffel hängen sehen?«, fragte er.

»Nein. Bin heimgegangen, als sie ihn zum Galgen geführt haben.«

»Na, und wir dürfen dann morgen wieder die Drecksarbeit machen und den Gehenkten runternehmen und wegkarren. Damit macht sich der Herr Henker die feinen weißen Handschuhe nicht dreckig. Na ja, gibt immerhin einen Gulden. Besser als das Hundeschlagen«, fachsimpelte Edu und rülpste dabei laut. Er schenkte sich noch Bier nach.

»Wo nur das Weib wieder bleibt? Dann muss sie halt die kalte Brühe fressen. Wird sowieso schon den Bauch voll haben, kriegt ja immer was zugesteckt von ihrem feinen Siechen. Soll doch gleich auf den Gutleuthof ziehen, bevor sie uns noch ansteckt, die dumme Kuh«, nörgete er.

»So, wir machen uns wieder an die Arbeit. Gibst noch genug zu tun mit den Kötern. Wenn wir sie abgezogen haben, rufen wir dich, kannst dann die Felle einweichen und später die Kadaver hinten aufs Feld karren. Das machst du doch so gern«, setzte er mit gehässigem Grinsen hinzu, leerte seinen Becher in einem Zug und ging nach draußen.

Mäu räumte den Tisch ab und war in Gedanken ganz woanders, als sie plötzlich von lauten Stimmen abgelenkt wurde, die vom Hof her zu vernehmen waren. Die Mutter schien zurück zu sein. Die Eltern zankten sich mal wieder, wie so häufig.

»Halt endlich das Maul, es bringt immerhin gutes Geld ein, dass ich zu den Siechen geh, und du profitierst nicht schlecht davon. Also lass mich jetzt in Ruhe mit deinem Gerede«, hörte sie die aufgebrachte Stimme ihrer Mutter an der Tür.

Anna, die Frau des Schundmummels, betrat die Stube. Sie war eine hochgewachsene, stattliche Erscheinung und wirkte adrett und gepflegt in ihrem blauen Arbeitskittel. Die gestärkte weiße Leinenhaube betonte ihr schmales, ansprechendes Gesicht.

»Grüß dich, Mäus'che«, begrüßte sie ihre Tochter. »Hat heute lange gedauert bei Herrn Knobloch. Es geht ihm nicht so gut, und er war ziemlich äbsch, da musst ich ihn halt ein bisschen aufheitern. Dafür hat er mir auch was geschenkt. Warte mal, ich zeig's dir, du wirst platt sein!«, sagte die Mutter und griff in ihren Brustbeutel. Sie wickelte ein zusammengefaltetes Tuch auf und präsentierte Mäu einen kunstvoll geschwungenen Haarkamm aus Horn.

»Guck nur, wie schön!«, schwärmte sie, nahm flugs die Haube vom Kopf und löste ihr hochgestecktes Haar, das ihr voll und glänzend auf die Schultern fiel.

»Komm, kämm mich doch mal, das tut mir jetzt gut.«

Gehorsam stellte Mäu sich hinter sie und strahlte lustlos das lange kastanienfarbene Haar der Mutter.

»Mudder, es ist noch ein bisschen Brüh für dich übrig. Willst du sie haben?«, fragte Mäu nach einer Weile.

»Nein, ich bin dicke satt! Hab leckeren Mandelpudding gekriegt und später noch jede Menge Honigbrot. Sogar Wein hat er mir angeboten, mein Knobloch, und der is mir auch ganz schön in den Kopp gestiegen.«

Anna streckte sich behaglich, ihr hübsches Gesicht war leicht gerötet.

Da käm die doch nie auf die Idee, einem mal ein paar Plätzchen mitzubringen! Hauptsach, sie kann genug für sich abstauben. Mehr interessiert die doch net! Na ja, ist vielleicht auch besser so, von den Feldsiechen würd ich eh nix essen wollen, wer weiß, was da dran ist, überlegte Mäu, während sie sich hungrig über die restliche Suppe hermachte.

»Hilfst du mir später noch mit der Wäsch? Ich leg mich jetzt erst mal ein Stündchen in die Koje. Der Wein und die Hitze haben mich müde gemacht«, sagte die Mutter und gähnte ausgiebig.

»Ist recht, aber ich muss auch dem Vadder noch mit den Hundefellen helfen«, erwiderte Mäu.

Die Mutter verkroch sich in ihre Bettnische im hinteren fensterlosen Teil der Hütte. Mäu trug das benutzte Geschirr nach draußen zum Brunnen. Sie bedauerte es